

Verlust der Mitte

Die Universität verabschiedet sich in die Wissensgesellschaft

■ MATTHIAS OPIS



Matthias Opis, Studium der Geschichte, Kunstgeschichte und Germanistik in Frankfurt/M., Wien und München. Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Styria Medien AG, Graz.

Der Zug ist abgefahren, Zukunft passiert. Da ich keiner Universität angehöre, fehlen mir die unmittelbare Betroffenheit, Beteiligung und damit eigentlich auch die Berechtigung, um hier das Füllhorn der kritischen Einwände über all jenen auszuschütten, die inzwischen die Reise nach Bologna angetreten haben – sei es wider Willen oder aus innerer Überzeugung. Gleichwohl fühle ich mich als interessierter Zeitgenosse wie als wissenschaftlich Arbeitender zur Parteilichkeit verpflichtet. So kann ich etwa die zornige Trauer verstehen, die einen noblen Freigeist wie Gustav Seibt befiel, als er sich gezwungen sah, mit dem Abgesang auf das Humboldt'sche Universitätsideal auch gleich den Nachruf auf eine Lebensform zu schreiben, die der europäischen Moderne ein markantes Profil gegeben hat.¹

Was kann da noch passieren?

Die lückenlose Verschulung der Studien, die Aufhebung der Einheit von Lehre und Forschung, das Diktat der internationalen Uniformierung – dies alles sind Teile eines zivilisatorischen Umbruches, dessen geistige und soziologische Konsequenzen noch gar nicht abschbar sind. Allein das atemberaubende Tempo dieses ökonomisch getriebenen und zu einem Selbstläufer gewordenen „Change-Prozesses“ führt zu irreversiblen Schäden. Denn die vermeintlich vordringlichen bürokratischen Anforderungen haben für eine kollektive Besinnung auf die Frage, was man vielleicht noch an Tafelsilber aus dem jeweiligen universitären Fundus auf die italienische Reise hätte mitnehmen können, keine Zeit gelassen. Man bevorzugte das leichte Gepäck und orientierte sich bereits im Aufbruch

an der neuen Schlüssel-Formel: was nicht budgetiert ist, findet nicht statt.

Ein geistiger Konzentrations- und Orientierungsort zwischen der Schule und dem Eintritt ins Leben, so wie Wilhelm von Humboldt es vor 200 Jahren vorgedacht hatte, wird die neu erfundene Universität also vermutlich nicht mehr sein. Schon eher ein Durchzugsposten, schall- und blickdicht, die volle Konzentration auf vorgegebene Ziele fördernd, den kürzestmöglichen Ausbildungsweg versprechend, die beste Kosten-Nutzen-Relation garantierend. Als Zuckerl, für alle Studierenden, die brav dabei mitmachen, gibt es die Option eines Hochschulwechsels im europäischen Binnenraum ohne Reibungs-, das heißt Zeitverlust. Die B.A.s, die herauskommen werden, sollen nicht nur an-, sondern auch berechenbar sein.

Geschichte sind also die Mühen zu ebener Erde und im ersten Stock der alten Massenuniversität, die Generationen von Studierenden abverlangt und zugemutet wurden: sich durch das Dickicht von Halbinformationen zu schlagen und davon nicht abschrecken zu lassen; trotz allem aufmerksam zu bleiben, um Funde und Aha-Erlebnisse zu ermöglichen; Frustrationstoleranz als Überlebensstrategie zu kultivieren; im Prozess des Studierens den eigenen Neigungen und Möglichkeiten auf die Spur zu kommen; irgendwann doch zu den richtigen Veranstaltungen oder Vortragenden zu finden – und auch zu sich selbst; Enttäuschungen zu erleben, mit sich wie mit anderen; wissenschaftliches Arbeiten – vor allem: mit Niveau lesen und schreiben – zu trainieren und Feedback dazu einzufordern; Krisen zu bewältigen; sich aus freiem Willen in Gruppen zusammen zu schließen und Beziehungen über Inhalte zu knüpfen; Argumentation und Widerspruch zu üben;

¹ *Gustav Seibt: Ende einer Lebensform. Von Humboldt zu Bologna: Der atemberaubende Untergang der deutschen Universität, in: Süddeutsche Zeitung, 21.06.2007.*

Emanzipation in verschiedensten Konstellationen zu erleben; die eigene Existenz, samt allen Ansprüchen und Bedürfnissen, zu organisieren; gegebenenfalls Irrtümer einzugestehen und einen Neustart zu wagen oder sich – sei es verschämt, sei es mit Anstand – auch ohne Abschluss aus der Hohen Schule zu verabschieden, ohne zu erwarten, dass jemand, zumindest aus dem Lehrapparat, davon Notiz nimmt; jedwede Erfahrung zu integrieren versuchen und damit auch persönlich weiter zu kommen. Kurz zusammengefasst: in der hässlichen alten Uniwelt gab es neben dem Wissensdurst auch einen gehörigen Erfahrungshunger. Die Alma Mater war Lernort *und* Sozialisationsinstanz, Bibliothek *und* Mensa.

Solche unübersichtlichen Verhältnisse und unklaren Karrieremuster bleiben den jungen Erwachsenen, die sich für ein Studium entscheiden, künftig erspart. Das Eintrittsbillet in den universitären Lebensabschnitt lösen sie mit der kleinen Raffinesse, dass sie mit 18 oder 19 Jahren genau darüber Bescheid wissen, wohin sie wollen. Ebenso rigide wie kompatible Studienordnungen werden sie dann vor unnützen Ablenkungen und Infekten durch abweichende Interessen schützen und sie bei der Konzentration auf das Wesentliche pushen. Ungebührliches Verhalten der Universitätskunden wie Zaudern und Zweifeln beim Konsum von Modulen ist nicht vorgesehen, wie immer geartete Lücken oder Nischen im System werden durch effizientes Qualitätsmanagement aufgedeckt und getilgt. Was kann da noch passieren? Das Wissen gelangt zielgenau von A nach B, und auf den Arbeitsmarkt wird geistig nicht kontaminiertes Humankapital nachfließen, frei nach dem Motto: „What you see is what you get“. Dass dieses jungakademische Personal dann äußerst selbständig, flexibel und kreativ in den Beruf einsteigt, ist kaum zu glauben, aber angeblich wahr.

Mangelnde Einsichten, glänzende Aussichten

Vor dem Hintergrund dieses viel versprechenden Szenarios gewinnt das klassische, akademische Ritual der „Abschiedsvor-

lesung“ eine neue, ironische Relevanz. Vor wenigen Monaten hat der Münchner Sozialpsychologe Heiner Keupp dieses ansonsten über lokale Verhältnisse kaum hinauswirkende Veranstaltungsformat dazu genutzt, die als „Reform maskierte Selbstdemontage“ der Universität anzuprangern. Schnörkellos und ohne Larmoyanz war da vom Ausverkauf der Universitäten an wirtschaftliche Interessen die Rede und von der damit einhergehenden Selbstaufgabe ihres Personals: „Die Qualität eines Wissenschaftlers wird auf der Waage seiner unternehmerischen Potenz abgewogen. Das ‚unternehmerische Selbst‘ (Ulrich Bröckling), der neue kategorische Imperativ des herrschenden marktradikalen Gesellschaftsmodells, ersetzt immer mehr die Figur des kreativen Intellektuellen, der seine gedankliche Unabhängigkeit gerade dadurch erweist, dass er nicht von fremdgesteuerten Geldströmen abhängig ist.“² Der spontane Widerspruch mancher Kritiker dieses Kritikers, hier zeige sich ein letztes Mal der provokative Gestus eines Alt-68ers, der eben politisch und nicht wissenschaftlich denke, verfehlt im Falle Keupps sein Ziel, da dieser auch und gerade in den neomodischen Rankings sehr gut dasteht, weil er nachweislich zum schmalen Segment der Spitzenforscher und „Drittmittelpäpste“ zählt.

Warum die Universitäten auf ihrem neu eingeschlagenen Weg der internen Kritik ihrer Angehörigen – man denke hier vor allem an Konrad Paul Liessmanns weitgehend unerwidert gebliebene „Theorie der Unbildung“ – weniger Glauben schenken als den schulterklopfenden und nicht ganz uneigennütigen Gutachten externer Berater, bleibt wohl ein Betriebsgeheimnis. Dabei gibt es viele gewichtige Stimmen, die sich mit Einsprüchen und Mahnungen zu Wort melden. Etwa Dieter Simon, Rechtshistoriker und langjähriger Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Er hat unlängst in einem Beitrag für die von ihm begründete Zeitschrift „Gegenworte. Hefte für den Disput über Wissen“ die schlechende Ergänzung und Umwertung im Tugendkatalog des Wissenschaftlers unter

■ **Das Wissen gelangt zielgenau von A nach B, und auf den Arbeitsmarkt wird geistig nicht kontaminiertes Humankapital nachfließen.**

² Heiner Keupp: *Universität adé. Abschiedsvorlesung am 15. Juli 2008 an der LMU München*, www.foebe-muenchen.de/dateien/Abschiedsvorlesung.pdf.

■ **Kaum zufällig hat der Leuchtturm den Elfenbeinturm als Leitmetapher für die Universitäten abgelöst**

die Lupe genommen: „Früher, als alles noch besser war, benötigte ein Wissenschaftler drei Eigenschaften. Er musste einfallsreich, fleißig und geduldig sein. [...] Im Zeitalter der wissenschaftlichen Marktwirtschaft, des Konkurrenzideals, der knappen Ressourcen und der Verbetriebswirtschaftlichung aller Ansichten, Einsichten und Gemüter ist dies anders geworden. Der Wissenschaftler bedarf noch einer weiteren, einer vierten Eigenschaft. Er muss sich selbst darstellen können.“³

Mit dem universitären System haben sich auch seine Akteure den Anforderungen des Marktes schnell angepasst, inzwischen ist, so Simon weiter, „die Selbstbeschreibung, Selbstanpreisung und der schließliche Selbstverkauf des Wissenschaftlers zum Routinegeschäft der Gelehrten geworden“. Was früher zweifelsohne ein Manko war, nämlich eine vielfach ungewollte, unbeholfene oder mangelhafte Kommunikation von Forschungsergebnissen, drängt nun als professionelle Öffentlichkeitsarbeit mit Macht ans Licht, selbst dann, wenn es gar nichts zu vermelden gibt.

Kaum zufällig hat der Leuchtturm den Elfenbeinturm als Leitmetapher für die Universitäten abgelöst; früher brannte innen das Licht und es war außen dunkel, nun leuchtet es weit ins Land, dafür bleibt es, auch wenn man vom schönen Schein geblendet nichts sieht, drinnen öfter finster. In den Fluren von Instituten und Forschungsstätten hat die „vierte Tugend“, die der latenten Eitelkeit des wissenschaftlichen Milieus nun ungehemmten Auslauf ermöglicht, die drei anderen Tugenden rechts überholt und unter Kuratel gestellt. Damit droht nicht weniger als das Kippen des ganzen Wissenschaftssystems. Denn wenn die PR zum Taktgeber für den Forschungoutput wird – „Wer sich anpreist, muss etwas vorzuweisen haben“ –, führt das nicht nur zu einer Flut von Hochglanz-Forschungsberichten, die noch zu verkraften wäre, sondern auch zu „Aufschneiderei, Ungeduld, Verschwendung von Zeit und Geld, Plagiat und Sprachvernichtung.“⁴ Deutlicher kann der neuen Seitenblicke-Wissenschaft die Rute wohl kaum ins Fenster gestellt werden.

Bringschuld, Exzentrik

Vollends ungemütlich wird diese außen-gesteuerte Situation, wenn öffentlichkeits-wirksame Auftritte von Wissenschaftlern von ihren „Stakeholdern“ eingefordert und als „Bringschuld“ definiert werden. Wer zahlt, schafft an. Spätestens an diesem Punkt offenbart sich, dass in Wissenschaft und Forschung heute vor allem zählt, was sich praktisch verwerten lässt. Zugleich geraten all jene Zweige und Fächer unter verstärkten Rechtfertigungsdruck, die – vermeintlich – keinen gesellschaftlichen und ökonomischen Nutzen stiften oder diesen zumindest nicht empirisch belegen können. In den Geisteswissenschaften gibt es eine kleiner werdende Zahl ideologischer Fundamentalisten, die diese Frage aus Prinzip nicht, zumindest nicht öffentlich, diskutieren, weil sie sich dieses Spiel und seine Regeln nicht aufzwingen lassen wollen; allerdings können sich nur mehr wenige diese Verweigerungshaltung auch leisten. Daneben existiert eine anwachsende Fraktion von Realos, die sich dem ungleichen Kampf stellen, wohl wissend, dass es nur Pyrrhussiege zeitlich begrenzter Förderungen zu erringen gibt und sie auf Dauer ein verlorenes Rennen bestreiten.

Das vergangene „Jahr der Geisteswissenschaften“, übrigens auch eine groß angelegte PR-Aktion, lieferte einige bemerkenswerte Beiträge dieser Diskussion, die bezeichnenderweise vor allem intern geführt wird und offenbart, wie stark die einst geschlossene Argumentationsfront, wie sie traditionell vor allem den Naturwissenschaften gegenüber bestand, inzwischen aufgeweicht ist. Besonders hingewiesen sei hier auf das Plädoyer von Hans-Ulrich Gumbrecht, amerikanisch-bayerischer Querkopf des intellektuellen Diskurses in Deutschland, doch wieder „Mut zur Exzentrik“ zu zeigen. Für mittelmäßige Bücher in den Geisteswissenschaften gäbe es ebenso wenig eine Entschuldigung (= Rechtfertigung) wie für langweilige Vorlesungen über Shakespeares Dramen; es sei schlicht eine „fixe Idee“, zu glauben, die Geisteswissenschaften könnten einen unmittelbaren gesellschaftlichen Bedarf befriedigen.⁵ Umgekehrt würden die

³ Dieter Simon: *Die vierte Tugend*, in: *Gegenworte* 19 (2008), S. 81–83, Zit. S. 81; vgl. auch www.gegenworte.org.

⁴ Vgl. *Ebenda*, S. 83.

⁵ *Diesen und weitere Beiträge zum „Jahr der Geisteswissenschaften“ findet man unter www.abc-der-menschheit.de.*

„materielle Bewahrung und kulturelle Vermittlung von Texten und Kunstwerken“, die sich die Geisteswissenschaften mit einigem Selbstbewusstsein auf die Fahnen heften könnten, gerade in der Selbstwahrnehmung oft gering geschätzt. Besonders durch das Insistieren auf Komplexität und durch ihre Verweigerung Simplifizierungen gegenüber, die eine Signatur der Wissensgesellschaft darstellen, hätten die Geisteswissenschaften aber die Chance, ihr kritisches Potential dem Bestehenden gegenüber zu erweisen und die Zukunft für Veränderungen offen zu halten.

Eine solche, sicher nicht nur von Gumbrecht erwünschte Haltung, die sich in der Genauigkeit des Fragens und der Sprache erweist, dürfte, wenn überhaupt, nur be-

dingt mit einer Beauftragung durch Dritte funktionieren, ebenso wenig wie ihr ein vorgegebener institutioneller oder struktureller Rahmen hilfreich ist. Im Gegenteil, sie braucht, so weit es irgend geht, innere und äußere Unabhängigkeit, und wo dies nicht möglich ist, zumindest Behutsamkeit. Auch die geisteswissenschaftliche Forschung ist, einem allgemeinen Trend folgend, in den letzten Jahrzehnten sukzessive kleinteiliger und damit in gewisser Weise ängstlicher geworden. Kaum jemand nimmt Risiko. Es gibt unzählige Spezialisten, dafür fehlen weithin die großen Synthesen oder theoretischen Würfe. Um aber exzentrisch sein zu können, was Exzellenz im Übrigen ausdrücklich mit einschließt, braucht es Selbstbewusstsein – und eine Mitte.

■ **Besonders durch das Insistieren auf Komplexität hätten die Geisteswissenschaften die Chance, ihr kritisches Potential dem Bestehenden gegenüber zu erweisen.**

Know-how und Know-why

Vom Nutzen und Nachteil des Wissens für das Leben

Diskussionsveranstaltung mit UProf. Dr. Rainer Bucher (Institut für Pastoraltheologie, Universität Graz), UProf. Dr. Konrad Paul Liessmann (Institut für Philosophie, Universität Wien) und UProf.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Ursula Schneider (Institut für Internationales Management, Universität Graz);
Moderation: Mag.^a Doris Helmlinger (Die Furche)

Dienstag, 20.1.2009, 19 Uhr

**Universitätszentrum Theologie
Heinrichstraße 78, 8010 Graz**

Eine Veranstaltung des Forums Glaube – Wissenschaft –
Kunst der Katholischen Aktion Steiermark in Kooperation mit dem
Kulturzentrum bei den Minoriten



MINORITENKULTURGRAZ.at